

Diskussion

MARTIN GRÖTSCHEL Wir bitten um Meldungen, ich habe jetzt als Reihenfolge: Herr Knobloch, Herr Gerhardt, Herr Ash, Frau Fischer-Lichte und Herr Nida-Rümelin ...

EBERHARD HEINRICH KNOBLOCH Ich würde gern an Frau Frevert anknüpfen. Frau Frevert verwandte einen emotionalen Vertrauensbegriff und sagte explizit: „Da gibt es keine Skalierung“. Sie verglichen das mit Schwangerschaft. Das scheint mir aber problematisch zu sein, schon die Nachfolgerin sprach ja von „hohem“ oder eben „niedrigem“ Vertrauen. Und tatsächlich ist es so: Vertrauen ist eben nicht Gewissheit. Vertrauen geht immer mit einem Risiko einher, ohne dass der, der vertraut, dieses Risiko kennt. Herrn Grötschels Tochter tat gut daran, ihrer Mutter zu vertrauen, aber das tat sie natürlich unbewusst und wusste nicht, wie groß das Risiko war. Das Risiko war null. Wenn Herr Markschies einer Edition vertraut, weil er den Editor kennt – Herrn Hallof meinetwegen, einem tüchtigen Mann –, dann ist er sich als Theologe natürlich auch darüber im Klaren: „Der ist nicht unfehlbar.“ Also Herr Markschies geht ein gewisses Risiko ein, wenn er der Edition vertraut. Begründet, weil er sagt, „das ist ein guter Editor“, aber gleichwohl scheint mir eine Skalierung schon möglich.

CHRISTOPH MARKSCHIES Wir machen das am besten so, dass wir zuerst eine Reihe von Fragen sammeln und dann den Referentinnen und Referenten Gelegenheit geben, darauf zu antworten. Der nächste wäre Volker Gerhardt.

VOLKER GERHARDT Ich möchte den Zweifel in die nicht-mögliche Skalierung nur verstärken und ergänzen durch einen Zweifel daran: Herr Markschies, Sie haben das besonders stark gemacht, was Frau Frevert gesagt hat, dass man so eindeutig zwischen personalem und apersonalem unterscheiden könne. Sie haben selbst eine Formulierung im Hinblick auf Harnack gebracht, dass man in die Person und ihre Kompetenz vertraut. Wenn das so ist, wenn wir auch in die Kompetenz vertrauen, vertrauen wir auch in die Leistung. Die Leistung kann nicht nur die Edi-

tion sein, sondern auch das, was sie als Person als Institution geschaffen hat. Und schon sind wir in einem Bereich, der nicht mehr eindeutig personal ist, sondern apersonal. Also das ist ein schöner Vorschlag, der uns vielleicht auf der einen oder anderen Seite helfen kann, etwas begrifflich zu unterscheiden, aber darauf vertrauen können wir bestimmt nicht.

Und ich habe eine Frage an Frau Krahé. Das hat mir sehr eingeleuchtet, was Sie am Anfang auch an Bildern gezeigt haben. Und ich wollte Sie fragen: Gibt es etwas zu dem Topos des „Selbstvertrauens“? Meines Erachtens ist das ganz entscheidend (der Ausdruck ist hier überhaupt nicht gefallen), dass wenn man wirklich vertraut, auch in irgendeiner Weise auf etwas vertrauen können muss, was man an sich selbst an Kraft und Möglichkeit und Fähigkeit hat. Und das nun wiederum entspricht ganz wesentlich, Herr Markschies, dem, was Sie zum Schluss sehr schön ausgeführt haben im Hinblick auf das Gottvertrauen: Vertrauen in das Ganze. Und diesen Zusammenhang zwischen Selbstvertrauen und Vertrauen sozusagen in einen Weltzusammenhang, in ein Ganzes, ist meines Erachtens nicht nur psychologisch von Bedeutung, sondern könnte auch theologisch von einiger Relevanz sein.

MITCHELL G. ASH Ich bin sehr beeindruckt von den Beiträgen. Ich habe zwei Fragen, eine an Frau Krahé und eine an Frau Frevert. Bei Frau Krahé war eine gewisse Dialektik zwischen Vertrauen und Enttäuschung des Vertrauens in der Forschung referiert worden. Ich hätte gern einen Psychologen aus vergangener Zeit hier in Erinnerung gerufen, er heißt oder hieß Gustav Ichheiser. Das ist ein Vertriebener der 30er Jahre, der einen kleinen Klassiker der phänomenologischen Psychologie geschrieben hat mit dem Titel *Über das Mißtrauen*. Also sagen wir mal, das gar nicht so geheime Zwillingsgeschwister des Vertrauens ist „Misstrauen“, und dieses Wort ist interessanterweise nicht gefallen in der Diskussion. Gustav Ichheiser ist selber ein ziemlich misstrauischer Mensch gewesen, und das hat für seine Karriere in den USA leider ziemlich negative Folgen gehabt – aber das tut dem Wert seiner Beobachtungen der damaligen Zeit keinen Abbruch. Ich denke, es gibt auch eine Gegensatzbildung zwischen Enttäuschung und Verrat. Man könnte ja vielleicht auch das Wort „Verrat“ in unsere Diskussion einfügen. Vertrauen kann ja enttäuscht werden, nicht nur wegen Unfähigkeit oder mangelndem Können, sondern auch ganz bewusst. Soviel zu der ersten Frage an Frau Krahé.

Die zweite ist an Ute Frevert gerichtet. Ich finde diese Differenzierung wunderbar, frage dann aber, wenn es um ein „Sich-Verlassen“ geht, das eben nicht „Vertrauen“ sein soll, wie sich beide Teile dieser Differenzierung zum Thema „Risikobereitschaft“ verhalten? Ist das ein

geheimnisvoller Dritter im Zweierbund oder gibt es Risikobereitschaft nur beim zweiten Teil, beim „Sich-Verlassen-auf“?

ERIKA FISCHER-LICHTE Ich stimme Frau Frevert in ihrer Aussage zu, „es gibt Vertrauen oder es gibt es nicht – es gibt nichts dazwischen.“ Meine Frage richtet sich an Frau Krahé. Und zwar ist mir eine Methode nicht ganz klar. Wenn wir davon ausgehen, dass Vertrauen eine Beziehung zwischen Menschen charakterisiert, dann heißt das, diese Menschen kennen sich bereits eine Weile, und weil sie miteinander entsprechende Erfahrungen gemacht haben, vertrauen sie einander. Wie kann ich, wenn ich Menschengesichter anschauen lasse und die Betrachter sagen, „ich vertraue dem spontan“, überhaupt irgendwelche belastbaren Aussagen zum Vertrauen machen? Für mich wäre eine derartige Untersuchung im Rahmen zur Erhebung von Neigungen zu Fremdenfeindlichkeit sinnvoll. Denn in diesem Fall wird man sehr schnell die Feststellung machen, dass Gesichter, die unserer Norm entsprechen, die Reaktion hervorrufen: „Oh, dem vertraue ich“, und einem Menschen, der Schlitzaugen hat oder eine dunkle Hautfarbe, kaum Vertrauen ausgesprochen wird. Daraus resultiert meine Frage: „Wie kann man solche Untersuchungen in diesem Zusammenhang verwenden?“ Beim Thema „Fremdenfeindlichkeit“ würde ich es sofort verstehen.

JULIAN NIDA-RÜMELIN Entgegen dem sich offenbar abzeichnenden Konsens unter Geisteswissenschaftlern sehe ich gar nicht ein, warum der Vertrauensbegriff nicht graduell oder auch quantitativ sein soll. Also, „ich vertraue Person A eher als Person B“ – das ist doch ein vernünftiger, verständlicher Satz. „Ich vertraue dem Urteil P mehr als dem Urteil P'“, ist ein vernünftiger, verständlicher Satz. Und wenn solche Sätze vernünftig und verständlich sind, dann – wie Ökonomen und Mathematiker wissen – kann man solche komparativen Begriffe sogar quantifizieren. Sie müssen reflexiv, transitiv, vollständig sein, das Kontinuitäts- und das Stetigkeitsaxiom erfüllen, und dann können wir aufgrund des komparativen Begriffs des „Mehr-Vertrauen-auf“ auf einen quantitativen Begriff „Vertrauen im Maße so und so“ schließen. Und das ist auch ganz wichtig, dass man diese Dimension mit einbezieht.

Das bringt mich zum zweiten Punkt: Wir reden ja über wissenschaftliches Wissen. Wissenschaftliches Wissen ist eine spezifische Form des kollektiven Wissens, wie mir scheint, was nicht darin besteht, „wir alle wissen etwas“, sondern eher darin besteht: „Wir wissen, was die weiß und was der weiß und auf was ich mich verlassen kann im Urteilen“ – diese Beispiele sind ja schon gekommen. Und da wir ähnliche Einschätzungen haben von Kompetenz und davon, wer was weiß, wissen wir

gemeinsam etwas, zum Beispiel, dass diese Theorie halbwegs plausibel ist. Das heißt, so etwas wie wissenschaftliches Wissen als Sonderform kollektiven Wissens beruht auf einem solchen komparativen Vertrauensbegriff. Ich glaube, einfacher kann man es nicht haben. Ich verstehe gut, was Ute Frevert dargestellt hat – es gibt so einen Kern des Vertrauens als Einstellung, der ist emotional und interpersonal, aber darin erschöpft sich der Begriff nicht.

MARTIN QUACK Ich möchte auf den Vortrag von Herrn Klein eingehen. Und zwar darauf, dass er gesagt hat, dass wir in dem komplexen Klimaproblem weder Vorhersagbarkeit noch seriöse Fehlerbalken haben können. Ich glaube, hier wird oft eine Argumentation falsch geführt. In der Naturwissenschaft ist es häufig so, dass wir bei komplexen Systemen keine sicheren, bestimmten Aussagen machen können. Wir können zwar für ein relativ einfaches System, wie das Sonnensystem, das Planetensystem, die Bahnen der Planeten, mit großer Sicherheit – für begrenzte Zeiten wenigstens – relativ genau vorhersagen. Aber schon bei einem Gas können wir die Bewegungen der Moleküle nicht mehr im Detail vorhersagen, dann machen wir statistische Aussagen. Aus diesen statistischen Aussagen kann man aber doch sichere Schlussfolgerungen ziehen, auch für Entscheidungsfindungen.

Es gibt noch eine weitere, etwas anders gelagerte Situation, wo das der Fall ist. Ich möchte das am Beispiel des Klimaproblems ausführen: Natürlich ist es so, dass wir heute nicht mit Sicherheit vorhersagen können, wie sich das Klima der Erde entwickeln wird. Aber wir können plausible Modelle machen, und diese Modelle geben gewisse Wahrscheinlichkeiten, und wir können dann mit Sicherheit sagen, dass große Risiken bestehen, dass etwas Dramatisches passiert. Ich vergleiche das gern mit dem russischen Roulette. Im russischen Roulette können wir, wenn wir einmal Zufallsverhalten idealisiert voraussetzen und ehrlich spielen, nicht vorhersagen, ob wir die Kugel erwischen oder eine der fünf leeren Kammern, wenn wir abdrücken. Aber es reicht völlig zu wissen, dass wir eine 1:5-Chance haben uns umzubringen, damit wir dieses Spiel nicht spielen. Dabei spielt es gar keine Rolle, ob mein Modell für die „Wahrscheinlichkeit“ bei dem Revolver ganz angemessen ist, er könnte auch unregelmäßig sein, mit eher 0.9:5.1-Chance. Die ungefähre Kenntnis der großen Gefahr genügt für die Entscheidungsfindung. Und das können wir auch den Politikern in der Klimaproblematik sagen – da ist es eher ein umgekehrtes russisches Roulette: Wir haben ein 5:1-Verhältnis. Das heißt, man kann durchaus eine sichere Aussage treffen. Die sichere Aussage lautet: „Es gibt ein hohes Risiko“. Und wenn das Risiko dramatische Konsequenzen hat, dann geht man es einfach nicht ein – punktum. Das heißt, man kann

sehr wohl sichere Schlussfolgerungen ziehen, auch wenn die Modelle unsicher sind und wir keine präzisen Definitionen der Wahrscheinlichkeit aus der mathematischen Statistik verwenden können.

CHRISTOPH MARSCHIES Es stehen noch drei auf meiner Liste und dann würde ich schließen, damit die Angefragten auch noch Gelegenheit haben, einigermaßen ausführlich zu antworten. Das sind Horst Bredekamp, Manfred Bierwisch und Peter Deufflhard.

HORST BREDEKAMP Ich habe, wie Herr Quack, die Beiträge für außerordentlich aufschlussreich empfunden. Auch aus dem Grund, weil sie an die Diskussion über die *Modelle* und die *Mathematisierbarkeit der Natur* angeknüpft haben. Diese Bände der Reihe *Debatte* sind immer wieder nachlesenswert; sie haben die beiden Pole, die angesprochen wurden, bereits definiert.

Ich möchte einen anderen Punkt ansprechen, den ich in der Diskussion erwartet hätte und der mich bedrückt. Einer Person, einer Institution zu vertrauen, ist ein Akt von Souveränität; nur ein selbstbewusster Mensch kann Vertrauen schenken. Der Entzug von Vertrauen minimiert folglich nicht nur die Person oder die Institution, der das Vertrauen gegeben wurde, sondern auch den vormals Vertrauenden. Es handelt sich um eine wechselseitige Reduktion.

Ich beobachte in der Universität eine Misstrauenskultur gegenüber der Institution „Professor“, die in einer Herrschafts- oder vielleicht auch nur Administrationspraxis besteht, deren Sinn es ist, Selbst-Bewusstsein zu verkleinern. Ein Beispiel dieser Praxis sind die Regeln für die Beteiligung an Berufungskommissionen. Ich bin kein Einzelfall, sondern eher die Regel: Innerhalb von vier Jahren bin ich zum fünften Mal aus einer Kommission entfernt worden, weil sich unter den Bewerbern Personen befanden, die bei mir ihr Examen absolviert haben. Wenn aber prinzipiell unterstellt wird, dass ein Vertreter der akademischen Lehre nicht zwischen einer Bindung an einen Schüler, dem Sachinteresse und der Bewertung von Leistung zu unterscheiden vermag, entsteht eine an den deutschsprachigen Universitäten neuerdings herrschende Misstrauenskultur, die den Effekt hat, dass jeder Professor, der in der Lehre erfolgreich war, dadurch bestraft wird, dass er an der Auswahl des Nachwuchses nicht mehr beteiligt werden kann. In der Konsequenz bedeutet dies, dass nurmehr Professuren über den Zugang zur universitären Lehre entscheiden, die als akademische Lehrer mehr oder minder erfolglos waren. Wer erfolgreich war, kommt unter Verdacht.

Durch die neu abgefassten Regeln der Teilnahme an Berufungskommissionen ist eine Vertrauenskultur systematisch in eine Verdachtsme-

chanik umgeschlagen. Mein Vorschlag wäre, diese im Einzelfall geradezu ehrabschneidende Misstrauenskultur als Instrument einer allgemeinen Praxis zu begreifen, die auf das Abschleifen von Konturen abzielt. Sie ist ein Instrument der Mediokrisierung.

MANFRED BIERWISCH Ich war fasziniert von der Vielfalt der Aspekte, die durch die verschiedenen Darstellungen und Vorträge präsentiert worden sind. Fasziniert auch deswegen, weil man daran sieht, was für ein Abstraktionspotential in den Wörtern der natürlichen Sprache steckt. Wir können so eine Veranstaltung nur darum sinnvoll machen, weil wir diese unterschiedlichen Aspekte, die mit dem Wort „Vertrauen“ gegeben sind, tatsächlich in einen gemeinsamen Nenner einordnen, obwohl – wie man an den einzelnen Beiträgen gesehen hat – ganz unterschiedliche Faktoren dabei im Spiel sind. Schon innerhalb eines Bereichs, also etwa „Vertrauen in der Medizin oder in die Medizin“, hat, wenn man sich anguckt, was es heißt, Vertrauen in den Arzt oder zum Arzt zu haben, etwas ganz anderes als Grundlage und Wirkungsmechanismus als das Vertrauen zur Wirkung des Medikaments, das der Arzt verschreibt. Also es sind ganz unterschiedliche Faktoren im Spiel. Man sieht es auch, wenn man den Gegenbegriff mit ins Spiel zu bringen versucht, dann ist das Gegenteil zum Vertrauen einerseits „Misstrauen“, andererseits aber vielleicht „Skepsis“ oder „Ablehnung“. Und das passt nicht in allen Fällen auf die Möglichkeiten, Vertrauen in oder zu etwas zu haben. Also, „Skepsis“ ist nicht eine Alternative zu dem Verhältnis des Kindes zur Mutter, wo das Vertrauen da ist, und das deswegen, weil ganz unterschiedliche Faktoren als Wirkungsweise für das, was das Vertrauen ausmacht, im Spiel sind. Und dabei, meine ich, wenn man das analytisch ins Auge fasst, hat man nicht mehr bloß mit den semantischen Möglichkeiten, die in dem Wort stecken, zu tun, sondern man muss dann die wirklich ganz verschiedenen Kausalverhältnisse betrachten.

PETER DEUFLHARD Mich reizt es vorab, zum russischen Roulette etwas zu sagen: Da müssen Sie einfach nur genau aufpassen – das ist kein stochastisches Phänomen! Jetzt komme ich zum eigentlichen Thema. Es ist jetzt offensichtlich von fast allen Vorrednern gesagt worden, dass diese Unterscheidung, die Frau Frevert eingeführt hat, hier ad personam Vertrauen und da Vertrauen in Kenntnisse, dass das zwei verschiedene Dinge sind. Für mich leuchtet das leider, Frau Kollegin, nicht ein. Ich sehe das ein bisschen anders. Herr Grötschel hat nicht umsonst am Anfang seine Frau und das erste Kind gezeigt, und dieses erste Kind wird notgedrungen, wenn es gesund ist, Vertrauen zu seiner Mutter haben und wird dieses Vertrauen – in diesem Fall weiß ich, das ist auch richtig –

nicht enttäuscht kriegen. Und das ist eine Fähigkeit, die die Psychologen gern mit „Urvertrauen“ beschreiben. Also eigentlich eine gewisse menschliche Fähigkeit zu vertrauen. Wo wird die eingesetzt? Sie wird immer dann eingesetzt, wenn ein Rest unklar bleibt. Ob jetzt der Rest unklar bleibt, weil ich irgendwelche Klimarechnungen nicht im Einzelnen nachvollziehen kann, oder ob der Rest unklar bleibt, weil jemand, ein Mitmensch, in seiner Haltung keine klaren Signale gibt und ich aus den Signalen, die ich habe, den gewissen Rest nicht abdecken kann, das ist für mich relativ zweitrangig. Ich glaube, dass Vertrauen auch bei Personen durchaus eine Wissenskomponente hat. Also Beispiel: Ein Mann vertraut seiner Frau 20 Jahre lang, bis sie ihm dann im 21. Jahr gesteht, dass sie ihn schon 20 Jahre lang mit einem Anderen betrügt. Was ist das gewesen vorher? War das Vertrauen oder war das einfach das, was die Sprache mit „blindem Vertrauen“ bezeichnet? Er müsste es ja vielleicht, wenn er seine Frau geliebt hat, auch schon vorher gesehen haben – wenn er nur aufmerksam gewesen wäre. Fazit: Ich glaube, die beiden Vertrauensbegriffe sind nicht zu trennen. Stattdessen ist im Hintergrund ein Urvertrauen als Fähigkeit, und der eingangs apostrophierte Ichheiser hat vielleicht in seinem Leben die Erfahrung nicht gehabt, hat kein Urvertrauen entwickeln können. Er hat das Beste daraus gemacht und ein Buch darüber geschrieben.

MARTIN GRÖTSCHEL Wir schlagen jetzt folgendes Vorgehen vor: Wir glauben, dass drei der Redner so viele Fragen bekommen haben, dass sie hier antworten sollten, und schlagen deshalb vor, Frau Krahé, Frau Frevert und Herrn Klein in der Reihenfolge noch einmal zu Wort kommen zu lassen, und das Schlusswort hat – wie immer – der Theologe natürlich.

BARBARA KRAHÉ Ich möchte nur ganz kurz nur antworten und die Antworten auf die beiden ersten Fragen zusammenfassen. Die erste Frage war: „Welche Rolle spielt das Selbstvertrauen?“ In der Tat ist es so, dass das Selbstvertrauen eine wesentliche Voraussetzung ist dafür, dass man anderen Menschen vertraut. In der Psychologie gibt es hierzu einige relevante Konstrukte. Wir sprechen zum Beispiel von „Selbstwirksamkeit“ und meinen damit das Zutrauen in uns selbst, dass wir bestimmte intendierte Ziele erreichen können. Sicher spielt auch das „Selbstwertgefühl“ hier eine Rolle. Der wesentliche Unterschied zum Vertrauen in andere ist natürlich, dass wir unsere eigenen Intentionen und Motivationen besser einschätzen können als die von anderen, das heißt, die Unsicherheit ist nicht ganz so groß. Aber ich habe ja versucht, mit der Studie zu den „Bindungsstilen“ auch zu zeigen, dass in der Tat das „Urvertrauen“, von

dem Sie auch gesprochen haben, offensichtlich eine Rolle dabei spielt, wie wir unsere sozialen Erfahrungen abspeichern. Dass es uns leichter fällt, uns an die positiven Vertrauensbeweise zu erinnern, wenn wir eine sichere Bindungserfahrung gemacht haben und für „sichere Bindung“ können Sie „Urvertrauen“ einsetzen. Das Konzept kommt ursprünglich aus der Kleinkindforschung, aber es ist klar, es betrifft auch das Erwachsenenleben. Damit beantworte ich zugleich auch Ihre Frage, Herr Ash, dass diejenigen, die im Laufe ihrer Biographie das Gegenteil von Vertrauen, nämlich die Enttäuschung von Vertrauen oder den Verrat erfahren haben, dieses Urvertrauen weder aufbauen konnten noch in ihr weiteres Leben hineinragen können. Man konnte an dem einen Beispiel, das ich gezeigt habe, schon sehen, dass mit dem fehlenden Urvertrauen auch eine selektive Erinnerung für Situationen verbunden ist, in denen Vertrauen enttäuscht worden ist, und dass diese beiden Erfahrungen unmittelbar zusammenhängen. Und damit im Übrigen, glaube ich, auch die Skalierbarkeit von Vertrauen, d. h. ob man mehr oder weniger Vertrauen in andere setzt. Es geht um die Frage: „Wie viel Unsicherheit bin ich bereit zu tolerieren in den Prognosen, die ich über die Absichten von anderen mache?“

Dann zu der zweiten Frage: Was sagt uns die Studie zur Gesichtswahrnehmung? Ich habe sie ausgewählt, um zu zeigen, dass Menschen offensichtlich das Bedürfnis haben, schon auf der Basis minimaler Informationen Urteile über die Vertrauenswürdigkeit einer anderen Person zu treffen. Die VersuchsteilnehmerInnen können anhand dieser Gesichter über die Vertrauenswürdigkeit der Person eigentlich gar nichts sagen, denn sie wissen nichts über sie, sie haben keine sozialen Erfahrungen gemacht, also könnten sie einfach nach dem Zufallsprinzip entscheiden, ob sie ein Gesicht für glaubwürdig halten oder nicht. So ist es aber nicht – vielmehr bilden sie einen Eindruck über die Vertrauenswürdigkeit einer Person im Millisekundenbereich. Und das Interessante ist, dass sie diese Urteile im Lichte späterer Informationsverarbeitung nicht mehr wesentlich revidieren. Die Korrelationen zwischen „mit“ und „ohne Zeitdruck“ sind so hoch, dass man daraus schließen kann, dass die VersuchsteilnehmerInnen weitgehend an diesen ersten Urteilen festhalten, auch wenn sie anschließend genauer darüber nachdenken können. Es geht hier nicht darum, ob das gerechtfertigt ist oder nicht, sondern darum, dass es offensichtlich ein Bedürfnis gibt, diese Qualität in Beziehungen blitzschnell abzuschätzen und sie dann nicht mehr zu korrigieren oder wesentlich in Frage zu stellen.

UTE FREVERT Wenn ich die Fragen, die speziell an mich gerichtet waren, bündele, dann ging es um:

1. Vertrauen – skalierbar oder nicht?
2. Ist die Unterscheidung zwischen Vertrauen in Personen und Sich-Verlassen auf Regeln und Institutionen, die an diese Regeln gebunden sind, überhaupt haltbar?

1. Zur Frage der Skalierung: Einerseits ist evident, dass in bestimmte Entscheidungen mehr Vertrauen eingeht als in andere. Eine Zahnpastatube zu kaufen braucht weniger Vertrauensinvestition als einen Gebrauchtwagen zu erstehen. Das hängt davon ab, wie viel mir eine Ware, eine Dienstleistung wert ist. Andererseits aber ist Vertrauen als Praxis nicht skalierbar. Wenn ich überlege, einem Menschen ein Geheimnis anzuvertrauen – ein klassisches Beispiel für Vertrauen –, dann entscheide ich mich zwischen ja oder nein, nicht zwischen mehr oder weniger Geheimnis. Das gleiche gilt für den Babysitter, dem ich mein Kind anvertraue und darauf vertraue, dass er es an diesem Abend so gut betreut, dass ich es wohlbehalten wiederbekomme, wenn ich aus dem Theater zurückkomme. Auch hier setze ich alles Vertrauen auf den Babysitter, den ich auswähle; jemanden, dem ich nicht oder nur ein bisschen vertrauen könnte, würde ich gar nicht wählen.

2. Macht es überhaupt Sinn, eine Unterscheidung zwischen Vertrauen und Sich-Verlassen, Damit-Rechnen zu treffen? Und kommen wir nicht – das hat Christoph Markschieß sehr schön ausgeführt – in so viele Zwischenstufen, in so viele Rückkoppelungsschleifen, dass wir die mühselige Arbeit am Begriff wieder fallen lassen können, weil in der Praxis alles mit allem zusammenhängt? Als Wissenschaftler, denke ich, sind wir an Analysen interessiert, und Analysen brauchen Unterscheidungen. Gerade wenn es gleitende Skalen und Mischungsverhältnisse gibt, ist es von zentraler analytischer Bedeutung, die kategorial unterschiedlichen Phänomene klar herauszupräparieren – um in einem zweiten Schritt identifizieren zu können, wo wir Übergänge, Überlappungen, Konversionen finden.

Lassen Sie mich noch rasch auf den von Herrn Gerhardt angesprochenen Punkt der Kompetenz eingehen. Dabei möchte ich Ihnen die Definition des Vertrauens vortragen, die ich in einem Nachschlagewerk aus der Mitte des 18. Jahrhunderts gefunden habe. Da wird Vertrauen beschrieben als eine Sicherheit des Sich-Verlassens auf die Kompetenz, aber vor allem – und das steht im Mittelpunkt – auf den Willen der anderen Person, diese Kompetenz zu meinen Gunsten einzusetzen. Selbstverständlich gehe ich zu einem Arzt, weil ich der Meinung bin, dass er sein Geschäft versteht, weil er gut ausgebildet ist und möglicherweise

schon Proben seines Könnens abgeliefert hat. Aber dass ich zu ihm gehe, bedeutet nicht nur, dass ich glaube, dass er das gut kann, sondern dass er alles tun wird, um sein gutes Können zu meinem Wohl, zu meinem Wohlbefinden – meiner „Sicherheit und Wohlfahrt“, wie das im 18. Jahrhundert hieß – wirklich einzusetzen.

Ein weiterer Punkt: Wenn Herr Bredekamp gesagt hat, Vertrauen entstehe aus einem Gefühl von Selbstbewusstsein heraus, gehört dazu auch eine „Nachseite“. Indem wir Vertrauen schenken, machen wir uns auch verletzlich. Denn unser Vertrauen kann immer enttäuscht werden: Jemand kann mein Geheimnis ausplaudern und mich dadurch vor Menschen, um deren positive Meinung es mir geht, massiv bloßstellen und in peinlichkeitsrituale verwickeln, die sehr, sehr unangenehm sind. Ich mache mich verletzlich. Zugleich gebe ich dem Anderen damit einen Vertrauensbeweis, weil ich ihm sage, „ich gehe davon aus, dass du dieses Vertrauen, das ich dir schenke, nicht missbrauchst“. Und damit binde ich ihn gleichzeitig wieder in eine sehr komplizierte emotionale, hochmoralisch aufgeladene Beziehung ein. Zur „Kultur des Verdachtes“ hat sich übrigens Onora O’Neill schon 2002 sehr hellsichtig geäußert, als sie meinte, wir lebten in einer „culture of suspicion“. Diese kreise um den Anspruch, die Erwartung von „accountability“, die seit den 1990er Jahren in alle Bereiche unserer modernen Gesellschaft eingezogen sei. Menschen müssen „zurechnungsfähig“ sein, sie werden gemessen und evaluiert. Die Erwartung von „accountability“ beruht auf dem Verdacht, dass Menschen und soziale Systeme ohne „accountability“ nichts leisten. Dass es diesen Verdacht überhaupt gibt, reflektiert den Zusammenbruch jenes „alten“, von Shapin beschriebenen Systems, in dem persönliche Integrität und wissenschaftliche Praxis eng aneinander gebunden waren.

RUPERT KLEIN Es wurde angesprochen, dass die Klimawissenschaft Wahrscheinlichkeiten vermitteln kann, dass wir auf einem gewissen Weg sind. Zunächst sei vorausgeschickt, ich selber bin auch überzeugt, dass wir nur noch so etwas wie eine 1:5-Chance haben, die Kurve noch zu kriegen. Aber lassen Sie mich erläutern, wie ich zu dem Schluss komme: Mit Wahrscheinlichkeiten, mit dem Begriff „Wahrscheinlichkeit“, zu arbeiten, ist an dieser Stelle leider nicht seriös. Lassen Sie mich begründen, warum ich das so sehe: 1. Die Modelle, die in der Klimaforschung eingesetzt werden und von denen man behaupten kann, dass sie wenigstens einigermaßen die Vielfalt der Prozesse berücksichtigen, die wir im Moment anschauen, sind an einer Hand abzuzählen, weltweit. Und das bedeutet, wir können keine Statistik über verschiedene Modelle machen. Die zeigen alle in dieselbe Richtung, insofern kann man das als einen guten Indikator nehmen, aber gleichzeitig werden alle Modelle immer

miteinander verglichen, sie durchlaufen dieselben Tests, und wenn eine Gruppe abweichende Ergebnisse bekommt, dann ist sie in der Community nicht mehr „zu Hause“. In dieser Situation saubere Statistik zu machen, ist so gut wie unmöglich. Zudem: wenn wir jetzt mal nach vorne sehen und schauen uns Zeitreihen an, die Statistik der Fluktuation um das Klima herum etc., die Mittelwerte in der Zukunft, dann reden wir über einen inhärent nicht-stationären Prozess, der uns interessiert. Nur dann, wenn der Prozess stationär wäre über lange Zeit, und zwar im statistischen Sinne, dürften wir die Statistik überhaupt anwenden. Wir haben keine statistische Theorie, die für inhärent nicht-stationäre Prozesse überhaupt Wahrscheinlichkeiten liefert. An der Stelle ist es wieder nicht möglich, mit dem Begriff „Wahrscheinlichkeit“ sauber zu arbeiten. Was mich allerdings zu der Schlussfolgerung bringt, dass wir tatsächlich auf die Bremse treten und uns überlegen sollten, was wir als nächstes tun, ist folgendes: Die eingesammelten Daten – man denke nur an Mauna Loa, diese lange Zeitreihe von CO₂-Messungen auf einem hohen Berg auf Hawaii –, die wir sehen, zeigen alle in dieselbe Richtung. Die Schlußfolgerungen, die die Modellierer daraus ziehen, nachdem sie den CO₂-Anstieg in ihre Modelle eingegeben haben, zeigen auch alle in dieselbe Richtung. Ich kenne die Leute, die die Modelle gebaut haben. Ich bewege mich jetzt seit 15 Jahren in der Szene; ich weiß, das sind kluge Leute, die haben nach bestem Wissen und Gewissen in diese Modelle eingebaut, was sie über das System und seine Teilsysteme wissen. Deswegen – und jetzt kommt die eigentliche Schlussfolgerung – vertraue ich den Leuten in gewisser Weise und glaube, dass die Modelle das Richtige sagen. Leider kann ich mich aber nicht hinstellen und behaupten, dass da eine Wahrscheinlichkeit im mathematischen, statistischen Sinn dahinter stecken würde. Sie haben aber den Begriff „Wahrscheinlichkeit“ ins Spiel gebracht, und da muss man dann wieder ganz subtil unterscheiden, was für eine Wahrscheinlichkeit brauchen wir hier.

CHRISTOPH MARKSCHIES Um die Kaffeepause nicht über Gebühr zu verkürzen, mache ich lediglich drei knappe Schlussbemerkungen:

1. Eine der vornehmsten Aufgaben einer Akademie der Wissenschaften ist es, zur Begriffsdifferenzierung anzuhalten und auf diese Weise einem unpräzisen Reden von allgemeinem „Vertrauensverlust“ entgegen zu treten – das ist, glaube ich, heute noch einmal sehr deutlich geworden. Glücklicherweise hat diese Akademie ja beispielsweise in Gestalt des *Digitalen Wörterbuchs* auch Unternehmungen, die konkret dabei helfen, solche Begriffsdifferenzierungen durchzuführen. Zu Volker Gerhardt und Julian Nida-Rümelin möchte ich bemerken: Es gibt ja die wunder-

bare, aus der Antike stammende Figur, dass wir etwas *unterscheiden*, aber nicht voneinander *trennen*. Natürlich ist auch mir klar, dass die personale und die apersonale Dimension zusammengehören und nicht getrennt werden dürfen. Aber ich glaube, dass die *Unterscheidung* von personalem Vertrauen und apersonalem Sich-Verlassen, die wir heute in dieser Debatte zu etablieren versucht haben, für eine präzise Diagnose nicht nur unserer Gegenwart höchst nützlich ist. Nützlich nicht nur für die Gegenwartsdiagnose, sondern auch – um auf Horst Bredekamp anzuspielen – elementar für die Bewältigung unseres akademischen Alltags, jedenfalls dann, wenn wir unterscheiden und nicht trennen, denn es kommt ja in der Tat auch auf die Zusammenhänge an. Denn gleichzeitig gilt selbstverständlich – auch das ist schon gesagt worden –, dass beide Dimensionen, die personale und die apersonale, zusammen gehören. Das Gesamtvertrauen, von dem Volker Gerhardt gesprochen hat (meint: dass ich morgens die Füße aus dem Bett schwinge und ohne jedes Nachdenken Vertrauen darauf habe, dass die Gesetze der Schwerkraft noch funktionieren – dieses Vertrauen und alle weiteren, ganz elementaren Vertrauensakte, von denen mein Leben grundlegend bestimmt ist) ist natürlich apersonal, denn ich habe beispielsweise keinen bestimmten Physiker im Hintergrund meines Gesamtvertrauens, wenn ich meine Füße aus dem Bett schwinge.

2. Ich glaube auch, dass wir gegenwärtig sehr deutlich bemerken, dass inzwischen gerade auch in akademischen Zusammenhängen das Vertrauen in Personen tief erschüttert ist, nicht nur das Sich-Verlassen auf Ergebnisse ihrer Forschungen. Horst Bredekamp hat eindrücklich davon gesprochen. Noch nie waren Persönlichkeiten von Forschenden so präsent. So können wir beispielsweise auf „Youtube“ von allen interessanteren Gelehrten einen Vortrag herunterladen. Das wäre im neunzehnten Jahrhundert überhaupt nicht möglich gewesen. Dadurch werden Personen ganz anders gegenwärtig. Ich habe beispielsweise lange nicht gewusst, wie Adolf von Harnack genau gesprochen hat, welchen Dialekt er verwendete. Und so habe ich immer gedacht, die oft kolportierten Vorurteile würden stimmen, er hätte nicht baltendeutsch gesprochen. Aber inzwischen sind Rundfunk- und Filmaufnahmen aufgetaucht, die zeigen, dass er eine ganz glockenhelle Stimme besaß und mit starkem baltendeutschen Akzent sprach. Persönlichkeiten von Wissenschaftlern sind durch gewandelte technische Voraussetzungen so präsent wie noch nie und darum oder trotzdem ist Vertrauen in Personen noch nie so erschüttert gewesen wie heute. Das ist paradox und verlangt nach einer Erklärung. Ute Frevert hat eine ideengeschichtliche Erklärung für diesen Befund versucht, die ich ein wenig ergänzt habe.

3. So wie wir eine Verantwortung haben terminologisch wie sachlich zu differenzieren, um der undifferenzierten Rede vom Vertrauensschwund oder der Vertrauenskrise zu wehren, haben wir auch eine Verantwortung dafür, bestimmte Entwicklungen sehr kritisch zu mustern, beispielsweise die von Frau Grüters-Kieslich beschriebene Entwicklung des Vertrauensverlustes gegenüber der wissenschaftlichen Medizin. Ich würde es für außerordentlich fatal halten, wenn ein solcher Verlust der Bereitschaft, sich auf die wissenschaftliche Medizin zu verlassen – und das ist ja auch ein Vertrauensverlust gegenüber Personen, gegenüber Medizinerinnen –, die gigantischen Erfolge dieser Disziplin in den letzten hundert Jahren überdeckt. Denn das bedeutet ja in diesem Land immer ganz konkret, dass Finanzierungsströme aus der Medizin in andere Disziplinen umgeleitet werden – da wird es dann bald Kranke geben, die werden sich fragen, warum diese oder jene Forschung nicht mehr finanziert wird, was ihr Leben wie ihre Gesundheit ganz unmittelbar betrifft. Und sofort merkt man, wie notorisch Vertrauensverlust für unseren Alltag ist. Horst Bredekamp hat schon einen weiteren wichtigen Bereich unseres Alltags genannt, indem er beschrieben hat, wie stark der Vertrauensverlust auch unseren universitären Alltag betrifft. Es ist in der Tat unerträglich an den Universitäten, welches tiefe Misstrauen inzwischen gegenüber Personen dort herrscht, beispielsweise bei Universitätsleitungen. Ich finde, man sieht das wunderbar an dem Steuerungselement der *Berufungsvereinbarung*: Mit diesem Instrument soll ein Wissenschaftler oder eine Wissenschaftlerin eigentlich gezwungen werden, Geldmittel nur für ein bestimmtes Projekt zu verwenden, das die Betreffenden in der Berufungsverhandlung genannt haben – wie lächerlich, jeder weiß doch, dass man beispielsweise einen Aufenthalt in einem Institute for Advanced Study zwar mit einem Buchprojekt beginnt, aber, wenn es gut geht, mit einem völlig anderen Buch herauskommt, als mit dem, mit dessen Skizze man sich beworben hatte und angetreten war. Was bewirkt unter solchen Umständen eine Berufsvereinbarung? Riesige Mengen von Administration werden nötig, um zu prüfen, ob das tatsächlich Realisierte die Güte des ursprünglich Geplanten hat. Das ist aber schon wirtschaftlich wenig sinnvoll. Anders formuliert: Gerade Berufungen zeigen, dass ohne ein Vertrauen in Personen, das nicht von ständigen Evaluationen begleitet ist, eine Universität nicht zu organisieren ist. Und das sollte auch eine wichtige Botschaft von dieser Debatte hinaus auf den Gendarmenmarkt sein, dass Wissenschaft ohne Vertrauen überhaupt nicht zu organisieren ist. Vielen Dank, ich gebe an Günter Stock zurück.

GÜNTER STOCK Wir müssen jetzt noch entscheiden, wie es weiter geht. Brauchen wir eine zweite Debatte zu diesem Thema? Ich denke: ja.

Erstens habe ich vermisst, dass möglicherweise Vertrauen eine biologische Konstante ist, die Überlebensvorteile garantiert. Also ich weiß nicht, wie Sie leben, aber 22 Stunden des Tages vertraue ich und zwei Stunden maximal reflektiere ich, ob jemand dieses Vertrauen verdient. Aber noch einmal, es ist eine biologische Komponente, über die man nachdenken könnte. *Zweitens* glaube ich auch, dass es gar nicht diesen großen Vertrauensverlust gibt, ehrlich gesagt. Je arbeitsteiliger wir leben, umso mehr Vertrauen gewähren wir einander. Und von daher frage ich mich, ob es ein „gefühltes“ oder ein reales Phänomen ist? Die *dritte* Frage, die ich habe: Wieso glauben wir, dass wir als Akademie das Vertrauen der Bevölkerung verdienen, in der Politik- und Gesellschaftsberatung eine wichtige Rolle zu spielen? Ich denke, das sind wichtige Aspekte für die Institution, die uns interessieren sollten, und dahin würde ich den zweiten Teil der Debatte gern lenken. Die Diskussion heute war sehr personal und sehr definitorisch. Ich finde, wir sollten auch funktional darüber nachdenken, was das für unsere unmittelbare Arbeit bedeutet. Ich danke Ihnen sehr.